

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1912**

280 (29.11.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 89

# Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 89. Karlsruhe, Freitag den 29. November 1912. 32. Jahrgang.

**Inhalt der Nr. 89:**  
Sympathetische oder Geheimtinten. — Wie man Städte ansehen soll. — Drama und Psychiatrie. — Alerlei. — Für unsere Frauen.

## Sympathetische oder Geheimtinten.

Sympathetische oder Geheimtinten gelten gewöhnlich nur als Spielerei, können aber für Untersuchungsrichter und Staatsanwalt sehr wohl auch ein ernstes Gesicht annehmen. Ihr Wesen besteht darin, daß man mit einer Flüssigkeit schreibt, die auf dem Papiere nach dem Trocknen keine sichtbaren Spuren hinterläßt, so daß die Schrift erst später durch besondere Mittel hervorgerufen werden muß.

Solche Geheimtinten sind seit uralter Zeit in Gebrauch gewesen; schon Diodor empfahl den alten Römerinnen — damals sind sie natürlich noch jung gewesen — ihre Liebesbriefe mit Milch zu schreiben. Die Schrift kann mit Kohlepulver, das auf der eingetrockneten Milch kleben bleibt, entwickelt werden. Ausonius rät, diese Schrift mit Asche lesbar zu machen. Plinius empfiehlt statt der Milch Pflanzenstäbe.

Obwohl man bei den meisten Fälschern klassische Bildung nicht voraussetzen kann, sind doch gerade diese Mittel noch in den heutigen Verbrecherkreisen bekannt und beliebt, weil die Stoffe leicht beschaffbar sind, und die Schrift mit einfachen Mitteln lesbar zu machen ist.

Für sympathetische Tinten eignen sich alle farblosen Lösungen, die mit gewissen Reagenzien farbige Niederschläge erzeugen. Man kann also schreiben mit Lösungen von Quecksilber, Kupfer, Blei, Wisnuthsalzen, die mit Schwefelwasserstoff, z. B. auf Kalkengase, schwarze Schwefelmehle abcheiden. Man braucht das Papier nur einige Zeit am Aborte, oder wenn das nicht vornehm genug ist, über einem faulenden Ei oder dergleichen aufzuhängen. Kupferschriften werden durch ammoniakhaltige Luft, z. B. im Pferdestall, blau sichtbar. Verdünnte Eisensalzlösungen werden mit Blutlaugensalz gebläut, mit Rhodanzalz gerötet. Man kann daher immer mit der einen Salzlösung schreiben, dazu nimmt man die hellere, und mit der anderen entwickeln. Nach zahllose andere Rezepte lassen sich angeben, die alle auf denselben Vorgang hinauslaufen, ohne irgendwelche besondere Vorteile zu bieten.

Für solche Zwecke eignen sich natürlich nicht schwer beschaffbare chemische Lösungen zum Schreiben und Entwickeln, sondern nur solche Flüssigkeiten, die auch dem Untersuchungsgefängenen leicht zugänglich sind, z. B. die schon von Diodor empfohlene Milch. Auch andere klebrige Stoffe, Gummi, Zucker, Speichel, sind geeignet; zum Entwickeln braucht man auch kein Kohlepulver, sondern es genügt, mit der Hand erst über den staubigen Fußboden und dann über das Schriftstück zu fahren. Aber noch einfachere und leichter erreichbare Flüssigkeiten sind brauchbar, z. B. Urin, Kaffee, Tee, ja sogar gewöhnliches Trink- oder noch besser gebrautes Waschwasser. Sind die Flüssigkeiten schon an sich gefärbt, so muß man sie sogar, um eine unsichtbare Schrift zu erzielen, noch mit reinem Wasser verdünnen. Die Entwicklung der Schrift ist sehr einfach, denn sie tritt in allen Fällen deutlich hervor, wenn man das Schriftstück bis zur beginnenden Verfohlung erhitzt. Dazu gehört keine besondere Geschicklichkeit, denn man braucht das Papier nur in eine heiße Ofenröhre zu legen, oder in einiger Entfernung über den Zylinder einer brennenden Lampe zu halten oder mit einer heißen Platte zu überfahren. Die Wirkung besteht darin, daß alle diese Stoffe bei hoher Temperatur auf das Papier chemisch derart einwirken, daß sie die Verfohlung fördern; dazu genügen schon die ganz

geringen Mengen von Salzen, die in jedem Trinkwasser gelöst enthalten sind.

Viele dieser Stoffe wirken auch als Beizen, d. h. sie befähigen die Papierfaser, Farbstoffe auf sich niederzuschlagen und festzuhalten. Man braucht solche Schrift nur ganz kurze Zeit in einer ganz verdünnten Lösung, z. B. sehr stark verdünnter Tinte belassen, um die Schrift mehr oder weniger deutlich hervortreten zu lassen.

Alle diese Lösungen haben jedoch das gemeinsame, daß sie, selbst wenn sie nur Spuren gelöster Stoffe enthalten, den Oberflächenglanz des Papiers zerstören, oder umgekehrt den Glanz vermehren, so daß man fast immer, wenn man das Blatt schräg hält, schon mit bloßem Auge erkennen kann, ob sich darauf verdächtige Schrift befindet; allerdings wird man sie nicht ohne weiteres entziffern können.

In einigen Untersuchungsgefängnissen ist es Sitte, Schriftstücke der Gefangenen nicht im Original, sondern nur abgeschrieben in die Außenwelt gelangen zu lassen. Das ist natürlich auch den Gefangenen bekannt und daher werden sie sich in solchen Gefängnissen nicht erst die Mühe machen, etwa zwischen die Zeilen eines erlaubten Briefes geheime Mitteilungen zu setzen, sondern sie werden sich für diesen Zweck ausschließlich der sogenannten „Kassiber“ bedienen, die nur ausnahmsweise in die Hände des Untersuchungsrichters fallen. Für diesen ist es aber von der allergrößten Wichtigkeit, von jeder geheimen Korrespondenz eines Gefangenen Kenntnis zu bekommen. Meist wird er nach Kenntnisnahme diese Mitteilungen ruhig passieren lassen können, ja, er wird nicht nur aus der Schrift selbst, sondern auch aus der eintretenden Wirkung Schlüsse auf Schuld oder Unschuld, auf den Verlauf eines verbrecherischen Vorgangs usw. ziehen können. Wenn man das für den erlaubten Briefwechsel den Gefangenen zu liefernde Papier in richtiger Weise auswählt, vielleicht auch vorbereitet, so wird es sich leicht ermöglichen lassen, bei einiger Aufmerksamkeit jeden geheimen Zusatz zu erkennen, zu lesen, und dann je nach Inhalt das Schriftstück zurückzubehalten oder weiterzugeben.

## Wie man Städte ansehen soll.

Im Schlendern! Ohne Baedeker oder sonstige Führer, die einen mit oder ohne Stern zu den berühmten Kirchen, sehenswerten Profanbauten und ja nicht zu übersehenden Denkmälern geleiten. Das größte Übel beim Besehen der Städte ist der Zeitgeiz. Die meisten Wanderer leiden an der Zwangsvorstellung, „alles“ gesehen haben zu müssen. Sie empfinden es fast wie eine Gewissenlosigkeit, wenn sie etwas auslassen. Das sind die Sklaven der Kataloge. Wenn sie sich Nürnberg besehen, dann sind sie vorchriftsmäßig von elf bis zwölf im Bratwurftglocke, bis zwei auf der Burg und bis vier Uhr im Germanischen Museum. Dann sind sie an Leib und Seele genügend gerädert, um ihrer Aufnahmefähigkeit durch einige Schoppen in den historisch geheiligten Winkeln des „Posthorns“ oder „so wo“ aufzuhelfen, was aber zumeist programmwidrig ist.

Wer aber auf gut Glück die Straßen der alten Städte durchwandert, der empfindet auch das Glück aller ersten Entdecker! Es kann ihm nicht viel entgehen, wenn er mit hellen Augen zwei Tage lang den großen und einen Tag den kleinen Städten widmet. Aber wenn er so ganz zufällig, sagen wir, in Bremen sich auf einmal dem steinernen Roland gegenüber sieht und ganz ohne vorhergehendes Studium historischer oder künstlerischer Handgloffen zu diesem ebenso merkwürdigen wie wunderbaren Denkmal das kindlich freundliche Lächeln des unerschrockenen Felden der deutschen Sage auf sich wirken läßt, dann vergißt er diesen Eindruck nicht mehr so leicht. Ob er dabei den Stil des Kunstwerks für spätromanisch oder

Das erschwert unsern Kampf, verlangt unsre Erfolge, dem muß begegnet werden durch systematischen Ausbau unserer Frauenorganisation!

## Kleine Nachrichten.

„Viele und gesunde Kinder“. Folgende Ausführungen aus dem Novemberheft des „Fürmers“, dessen gelegentlich von uns abgedruckte Aeußerungen ein Zentrumsbüchlein ja als „genießbar“ bezeichnete, widmen wir besonders unsern ultramontanen „Freunden“:

„Auf der Weimarer Wanderversammlung der Deutschen anthropologischen Gesellschaft hat man die Zunahme des Zweifelhinderstems bei den Völkern der „Kultur“ bedauert, sie als eine wahre Pest bezeichnet und es namentlich beklagt, daß sie sich auch schon auf dem flachen Lande zeigt.“

Dem soll hier gewiß nicht malthusianisch widersprochen werden. Nur das Volk hat geschichtliche Zukunft, welches viele und gesunde Kinder zeugt. Aber mahnt man zu dieser Vaterlands-pflicht, klagt man mit so starken Worten an, so sollte man auch entsprechend deutlich sich die Gründe der Erscheinung in ihrer subjektiven Berechtigung überlegen. In den Zeiten, als Deutschland zu rohen und besiedeln übrig hatte, als sein Ueberfluß die Länder östlich der Elbe germanisierte, da gab es viele und gesunde Kinder. Und auch später noch, solange die Qualität der Leistung galt und den einzelnen voranbrachte (wie sie jetzt ihn oftmals hemmt), der Tüchtigkeitswert der Unzähligen nicht anonym in den Schlund des großen Molochs Kapital verschwand, der Knecht und der Arbeiter noch Naturalbezüge unter ihrem Lohn empfangen, der kleine Bürger noch sein eigen hatte und mit seiner Familie einfach und ebsam und herzengünstig lebte, nicht jeder Erbseiß, der größere wie der kleine, beständig durch fortgesetzte wirtschaftliche Ueberheigerung und Ueberbürdung weggeschmolzen ward. Zu allen jenen Zeiten gab es kein Zweifelhinderstems, keine spätromische Entvölkerung, nicht die Gewissensbedenken in den Häusern, Menschen in die Welt zu setzen, die zur Wehrung der Räte der Eltern werden und im übrigen doch nur verurteilt bleiben würden, zeitlebens die Kulis aller Art eines entervenden Jutlandes und seine Proletarier zu sein.

Man hat in Weimar ausgesprochen: „Die Mittel gilt es zu finden, um die Fruchtbarkeit der Tüchtigen zu erhalten.“ Ein dringlicheres, aber auch — gewaltigeres Problem konnte nicht wohl in so kurzen Worten aufgestellt werden. Es wäre schon viel gewonnen, wenn nur wirklich so viel gelebte und wohlmeinende Herren diese ungeheuren Fragen jeder persönlich mit allen Bedingungen und Folgerichtigkeiten durchdenken möchten. Allerdings müßte dann wohl manche Meinung, die bisher die Erreichungen der „Kultur“ rühmend mit patriotischen und zeitgenössischen Gefühlen pries, in Zweifel und Anfechtung geraten.“

Passend fügt sich dem Vorstehenden folgende Notiz der „Frk. Ztg.“ („Aus Schloßen“) an: „Wie die „Strehlemer Zeitung“ berichtet, suchte ein Maurer in Strehlen, der ein Haus mit 23 Kindern hat, um ein Hypothekendarlehen bei einer Landesversicherungsanstalt nach. Die Antwort lautete, da sein Haus mit Kindern überlastet sei, könne ihm ein Darlehen erst gewährt werden, wenn er durch Aufnahme kinderärmerer Familien anstatt der Kinderreichen die Kinderzahl in seinem Hause auf das zulässige Maß reduziere. (!!) — Leider ist die Landesversicherungsanstalt, die auf diese Weise die Wohnungsnot der kinderreichen Familien noch vergrößern hilft, nicht genannt.“

## Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der Kartreibuchhandlung bezogen werden.)

Von der „Gleichheit“, Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen, ist uns soeben Nr. 5 des 23. Jahrgangs zugegangen. Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfg., durch die Post bezogen beträgt der Abonnementspreis vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pfg.; unter Kreuzband 85 Pfg. Jahresabonnement 2,00 M.

„Wie soll man sich benehmen?“ Ausführlicher Ratgeber in allen Fragen des Anstandes und der feinen Sitten. 2. Auflage. Zimmermannscher Verlag, Chemnitz, Poststraße 43. Preis 60 Pfennig. Das vorliegende Bändchen bringt in allgemein verständlicher Weise die heute gültigen Gebräuche des „schönen Benehmens“. Jedermann sollte sich ein solches Buch zu eigen machen, denn einen verständigen Ratgeber kann man immer gebrauchen.

Vom „Wahren Jacob“ ist uns soeben die 25. Nummer des 20. Jahrganges, 20 Seiten stark, zugegangen. Der Preis der 20 Seiten starken Nummer ist 10 Pfg. Probeummern sind jederzeit durch den Verlag J. S. W. Diez Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart, sowie von allen Buchhandlungen und Kolporteurs zu beziehen.

ETTER  
2.80  
392  
42/44  
392  
ETTER  
392  
42/44  
392  
ETTER  
392  
42/44  
392

## Für unsere Frauen.

### Frau und Zentrum.

Wie das Zentrum Arbeiterorganisationen gründet, nicht um der Arbeiter willen, sondern um die Arbeiter seiner Partei zu erhalten, so beschäftigt es sich mit den Arbeiterinnen auch lediglich deshalb, um durch sie auf weitere Kreise im Zentrumssinn einzuwirken zu können. Den so organisierten Arbeiterinnen kommt aber bald zum Bewußtsein, daß eine Organisation ganz nach dem Willen der Zentrumsgewaltigen nicht das Richtige für die Arbeiterinnen ist. Sie sehen zu oft, mit welchem Mißtrauen die maßgebenden Leute im Zentrum den Organisationsversuchen der Arbeiterinnen entgegenkommen und wie wenig geeignet die religiösen Genossenschaften, Kongregationen usw. sind, die Interessen der Arbeiterinnen zu vertreten.

In der „Westdeutschen Arbeiter-Zeitung“ vom 9. November tritt eine Düsseldorf-Zentrumsfrau für bessere Unterstützung der Organisation der zentriertlich gerichteten Frauen ein. Sie beklagt sich über den Unverstand, der in Arbeiterkreisen wie von leitenden Zentrumskleuten in dieser Richtung tätigen Frauen entgegengebracht werde. Sie erzählt, was ihr passierte, als sie sich in den Volksverein aufnehmen ließ:

„Da erinnere ich mich mit vielem Vergnügen, welchen Sturm der Entrüstung es hervorgerufen hat, als ich seinerzeit einen Aufnahmeschein ausfüllte. Man wollte ihn mir zurückgeben, denn im Volksverein wollte man „kein Weiberregiment“. Denn wenn man Frauen als Mitglieder aufnehmen würde, käme es noch so weit, daß man weibliche Vertrauenspersonen haben müßte und das ist das schrecklichste von allem. Und über meine Frechheit, auch noch weitere Frauen als Mitglieder zu werben, war man sehr empört. Wenn das in einer Großstadt passieren kann, wie mag es dann in einer Kleinstadt oder auf dem platten Lande gehen.“

Mit der speziell politischen Frauenorganisation (die in Düsseldorf 5000 Mitglieder hat und im letzten Jahre 2000 Mark an die Zentrumsparteikasse ablieferte) sei es nicht viel besser:

„Bei uns ist die politische Organisation der Frau ein „notwendiges Übel“, und deshalb duldet man sie. Gewiß ist anzuerkennen, daß viele Herren die Notwendigkeit dieser Organisation einsehen und wünschen, daß sie unterstützt und gefördert werde. Aber was nützt das, was sind einige gegen so viele. Ein Herr hat einmal gesagt, ein Grund, weshalb er nicht für die Frauenorganisation wäre, sei, daß dann die Gefahr vorläge, daß einmal die Frauen die Mehrheit bei Abstimmungen hätten, und dann ihre Meinung durchdrücken könnten. Das ist doch allerhand. Als ob das möglich sein könnte, solange noch Männer an der Spitze der Partei stehen.“

Das Düsseldorf-Beispiel wird den Widerstand mancher Zentrumsgroße besiegen. Diese Leute werden ihre grundsätzliche Stellung zur Frauenfrage: Herrschaft des Mannes über die Frau, die nach katholischen Moraltheologen soweit geht, daß dem Mann ein Prügelrecht über die Frau zusteht, nicht aufgeben, aber die Frauenorganisation als Sturmbod gegen die Sozialdemokratie benutzen.

frühgotisch hielt, das tut nichts zur Sache. Er hat den Roland von Bremen einfach erlebt und hat tausendmal mehr von ihm als ein anderer, der sich zuerst kunstvoll unterrichtet, um sich vor den Kameraden beim Besuch der Statue nicht zu blamieren. Der Tod, den jener mit der falschen Stilgüte geschossen, ist lange nicht so schlimm als das anempfundene und fremden Wissens entwendete richtige Stilgefühl des klugen Alteswissers.

Also lieber eine kraftvolle Dummheit als ein schwaches Brüllen mit unredlichen Kenntnissen. Denn es gibt nur eine Art von redlichen Kenntnissen, die erlitten, oder um mich chemisch-biologisch auszudrücken, die assimilierten Kenntnisse.

Kein Wanderer wird es als Abfall und als Untreue von seinen eigentlichen Zielen empfinden, wenn er sich einmal aus ganzem Herzen freut, in der Ferne die grünleuchtenden Kupferdächer einer großen, mit altem und doch noch lebendigem Bauwerk gesegneten Stadt zu erblicken und das Heulager in Bauernschuppen mit dem sauberen Bett eines einfachen Gasthauses zu vertauschen. Wer das befreit, der prahlt. Man muß nur einmal die komisch-feierliche Ekstase gesehen haben, mit der eine Schar von Wanderern, die ein freigebiger Gönner zu einem regelrechten Gasthofmahl eingeladen hat, sich ihrer Aufgabe entledigen. Auch beim Wandern erfreut allein der Wechsel und ständiges Krabben in der Ebene ist ebenso langweilig wie die immer sich gleichbleibenden Lagergerichte aus irgend einem Wanderkochbuche.

Wenn du also, Wandersmann, nach einem kräftigen Imbiß und einer köstlichen Nacht in einem kühlen, frischen Berles aufgehoben weilt, dann schlendere unbeschwert durch die Straßen, schließe immer nur wenige, aber tiefe Freundschaften mit dem Schönsten, was dir von schönen Häusern und feinen Bildnissen, himmelhohen Domen und trüben Burgen dein Herz gefangen nimmt. Es ist dabei unerlernt, ob deine Liebe der geistvoll und fast frivol lächelnden „Fraue Welt“ gilt, die am Münster von Basel hoch über dem Rhein ihr Busentuch lüftet, oder dem treuherzigen dünnen Ritter Georg am Dom von Raumburg, der, steif im hölzernen Sattel sitzend, mit der Unerfüllbarkeit eines Partivals den Drachen absticht, wie wenn es sich um ein Ferkel handelte; oder ob dir die Madonne von Nürnberg in der wellenhaft aufsteigenden Andacht ihres Gewandes und der beklüht dankenden Reinheit ihrer gefalteten Hände dein Herz erbeben ließ, oder ob du die Augen nicht wenden konntest von dem zierlichen Gitterwerk des Meisters, der aus roten Quadern in der fähnen Pyramide des Freiburger Münsters einen wunderbar leichten Dank für alle Herrlichkeit der Erde dem Himmel entgegenbaute.

Sei also immer Herr deiner Zeit und nicht ihr Sklave! Du darfst sie auch dann und wann souverän verschwenden! Denn wenn du z. B. in Verona nichts vom Grab der Julia und nichts von der Reiterstandbildern der Skaligerfürsten und nicht einmal etwas von den Bildern des Paolo von Verona gesehen hast, weil du immer wieder nach dem alten Festungshügel jenseits der Etich, wo der Zypressenwald steht und wo du den schönsten Blick auf den farbigen und zugleich trügerisch drohenden Zauber der Stadt Dietrichs von Verne genießt, so hast du doch mehr von Verona gehabt als alle die Atemlosen, die alles gesehen haben und doch nichts.

Der deutsche Wanderer von Durchschnittsbildung besitzt leider noch zu geringes Verständnis für Architektur und kann deshalb die Schönheit der deutschen Stadt nicht bis auf den Grund auskosten und ihr eigentliches Wesen erfassen. Aber das schließt nicht aus, daß er unbefangenen und unabsichtlich den Geist, der in dem Gefüge des Ganzen wie in einzelnen Gebäuden unbewußt sinnliche Form angenommen hat, auf sich wirken läßt. Sowohl in der eigentümlichen Gesamtheit des Städteaufbaues und in seinem Grundriß wie in den vielen Köstlichkeiten alter verschwiegener Gassen, besaglicher Bürgerhäuser mit der von einem Garten umschlossenen einladenden Wohnlichkeit, malerischer Winkel, murrnelnder Brunnen, wichtiger Plätze und rhythmischer, von Bogen zu Bogen sich schwingender Brücken gewinnt er ein Bild von der inneren Art der Bewohner einer Stadt. Er erlebt die Stadt, er wird sich

im Innersten bewußt, daß nicht Natur allein es tut, sondern daß der schöpferisch gestaltende Menschengeist, der aus den Mitteltiefen der Natur heraustritt und vom Geist aus den Höhen befruchtet, sich über die Natur hinausheben und die Anfänge einer Welt gestalten kann, zu der ja die vollendenden Kulturwirklichkeiten noch fehlen, aber nicht immer zu fehlen brauchen. Und so viel auf diesen Seiten von den Wunden die Rede war, welche die Subkultur unserer Gegenwart uns schlägt, aus dem Geist der großen deutschen Künstler, die vor Jahrhunderten ihre Sermons in stone gehalten haben und ihre kraftvoll schöne Gedankenwelt Fleisch und Blut in Stein werden ließen, wird der mit den Sinnen einer humblimeren Weltanschauung ausgestattete Wanderer bei gelegentlichen Schlendern durch schöne alte Städte den Glauben an die Zukunft des Volkes sich wiedererringen. Und dieses Heilmittels, des großen Zukunftsglaubens, können wir als Heilung gegen die vielen Wisse und Sünde, deren wir uns seitens des Intellektualismus unserer Subkultur nicht erwehren können, am wenigsten entbehren.

Das „System“ beim Wandern ist schon fast vom Nebel. Daß die Hast erklärlich ist — besonders die in Mitgliedern von Arbeiterverbänden — die in möglichst wenig Zeit möglichst viel „gesehen“ haben wollen, beseitigt die trüben Folgen aller Hast beim Wandern, die Veroberflächlichung, Feineswegs. Langsam und wenig aufs mal, das sei die Parole. Eile ist immer unvornehm. Beim Wandern am meisten. A. F.

## Drama und Psychiatrie.

(Nachdr. verb.)

Es ist ein alter Streit im Grenzgebiete, wenn Dichter und Literaturhistoriker dem Irrenarzt das Recht, besser gesagt, die Befähigung verlagern wollen, über die Darstellung krankhafter Geisteszustände, in der schönen Literatur zu urteilen. Die Psychiater nehmen ihre Sache gewöhnlich durch das milde Rädeln, das sie den Dichtern widmen, die auf Grund von Studien an Ort und Stelle (man denke an „Pösen“ und ferner „Gespenster“) Geistesranke als wichtige Figuren eines Dramas auf die Bühne stellen. Neuerdings hat nun einer der bedeutendsten Irrenärzte Deutschlands, dessen literarische Geschichte und literarische Kenntnis weit über das Maß des Dilettantischen hinausragen, Prof. Hoche-Freiburg über obiges Thema einen Vortrag gehalten, in welchem er besonders scharf mit „Pösen“ ins Gericht ging, dessen „Oswald“, der Paralytiker in den „Gespestern“ es bei aller Anerkennung des Bestehens der modernen Dichtung, auf den psychiatrischen Problemen der Vererbung von Geisteskranken, es als eine völlig verzeichnete Figur, die im Leben unmöglich ist, entlarvt. Will der Dichter — so argumentiert Hoche — seiner Zeit eine Lehre geben und der nackten Wirklichkeit einen Spiegel vorhalten, so müssen die sachlichen Voraussetzungen richtig sein. Denn, „häßlich und falsch“ — so wie der Oswald in den „Gespestern“ gezeichnet ist, das wäre mehr, als dem Zuschauer zugemutet werden kann.

Die Bedeutung des Vortrags, der nun auch im „Archiv für Psychiatrie“ erschienen ist, und den wir mit Erlaubnis des Verfassers zum Teil wiedergeben, liegt in der Behandlung der besonderen Frage: „Shakespeare und die Psychiatrie“ und vor allem in der Schilderung der Irrenfürsorge in dem vielgerühmten Elisabethanischen Zeitalter in England, von der die Shakespeare'schen Dramen, wenn man sie gerade auf diesen Punkt hin untersucht, eine klare Vorstellung geben. Wenn man an Shakespeare herantritt, ohne den Boden wissenschaftlicher psychiatrischer Betrachtung unter den Füßen verlieren zu müssen, so ist am wenigsten anfechtbar das große Dichtergenies Bedeutung als Zeuge für die Anschauungen seiner Zeit über Ursachen, Wesen und Behandlung von Geistesstörungen. „Wir erfahren“ — so sagt Prof. Hoche — zwar auf diesem Wege für die Geschichte der Psychiatrie nichts, was wir nicht auch aus andern Quellen wüßten; einen Maßstab aber dafür, wie häufig bei Shakespeare von Geisteskranken und Geisteskrankheiten die Rede ist, kann man darin finden, das wir über das Irrenwesen des 16. Jahrhunderts in England aus Shakespeares Dramen allein ein

vollkommen ungeschicktes Bild gewinnen könnten, wenn auch sonst keinerlei kulturgeschichtliche Zeugnisse vorlägen. Fieberstörung, leidenschaftliche Erregung, Wahnsinn, Tollheit infolge des Wisses toller Hunde, Mondsuchtigkeit, alles das wird bei Shakespeare sachlich und zum Teil auch sprachlich zusammengepackt; (noch heute ist in England eine der offiziellen Bezeichnungen für die Irrenanstalten: „lunatic hospital“).

Zur Entstehung von Geistesstörungen tragen am meisten bei besonders heftige und unangenehme Gemütsbewegungen, aus denen sich die Krankheit in einfacher quantitativer Steigerung entwickelt; die Mitwirkung von Nahrungsmangel und fehlendem Schlaf ist bekannt. Irreden und auffallende, ungewöhnliche Handlungen sind die Haupterscheinungen des Irreins, zusammenhängendes Sprechen und äußerlich geordnetes Wesen Beweis gegen das Bestehen von Geisteskrankheit. Der Weg, auf dem die Störungen zustande kommen, ist eine Veränderung des Blutes, das schwerer, dunkler und eingedickt wird.

Die Beziehungen zwischen geistiger Begabung und Hirnvolumen werden oft gestreift, der Einfluß des Alkoholismus der Eltern auf die Nachkommenschaft ist nicht unbekannt; ja, für einen Enthusiasten, der nach berüchtigten Mästern arbeiten wollte, wäre an der Hand von Zitaten der Nachweis, daß wir in Shakespeare einen Vorgänger von Lombroso zu verehren haben, sicherlich eine Kleinigkeit.

Anschauungen, wie die vorstehenden, sind nun nur Besitz der Gebildeten; daneben läuft in der breiten Masse der Glaube an den Einfluß des Teufels und böser Geister, an das „Besessensein“ der Geisteskranken, für das auch besondere diagnostische Kennzeichen sich allgemeiner Schätzung erfreuen, wie boshafter Eigensinn, stierer Blick und Bittern.

Ärztlichen Beistandes im Falle geistiger Erkrankung erfreuen sich nur die Höchstgestellten; die andern sind auf die Hilfe von Geistlichen oder Quacksalbern angewiesen; auch die Klöster nehmen einzelne Geistesranke in Pflege.

Unter den Heilmitteln spielt neben Baskam und Tränken das Gebet und besonders die Musik als Beruhigungsmittel eine Rolle. (Ähnlich wie in den alttestamentarischen Zeiten. Bekannt ist die Episode, wo David vor dem gemütskranken König Saul Harfe spielen mußte, um die „bösen Geister“ zu bannen. D. Red.)

Für amtliches Eingreifen, für die „Irrenfürsorge“, ist entscheidend nur die Gemeingefährlichkeit; der erste Eingriff besteht in der Regel in Fesselung; dann folgt das Unterbringen in dunkler Zelle, Hungern, Anketten, körperliche Züchtigungen. Die nicht mehr erregten, aber ungeheilten Kranken läßt man laufen; sie streichen zerlumpt umher und sind darauf angewiesen, durch Betteln oder Gewalttat ihr Leben zu fristen; die Bevölkerung erwehrt sich dieser Landplage auf dem Wege der Selbsthilfe in wenig humaner Weise, so gut es gehen will.

Es ist kein erfreuliches kulturgeschichtliches Bild, das sich da vor uns entrollt, und unser Stolz auf die Gegenwart könnte uns glauben lassen wollen, daß alle jene finsternen Irrtümer mit ihren Folgen weit hinter uns liegen. Es ist gesorgt, daß wir uns nicht überheben; die alten Anschauungen sind keineswegs tot; noch heute haften, auch bei den Gebildeten, an dem Geisteskranken ein Makel, als Ueberbleibsel der ehrenrührigen Behandlung vergangener Jahrhunderte; noch heute kennt ein Teil unserer „Gesetzgeber“ in den Parlamenten bei der Irrenfrage nur den Gesichtspunkt der Gemeingefährlichkeit und der Störung der öffentlichen Ordnung, ohne begreifen zu können, daß es sich um Kranke handelt und um Krankheiten, die einer Heilung zugänglich sind, und es ist erst wenige Jahre her, daß in einem deutschen Bundesstaat ganze große Apparat der Teufelsaustreibung in Bewegung gesetzt worden ist.

Die Frage, wo Shakespeare die Kenntnisse der vielen freien Jüge bei den geisteskranken Personen seiner Dramen (Ophelia, König Lear usw.) gehabt hat, beantwortet Prof. Hoche nicht mit der üblichen Annahme eines fast überirdischen „genialen Intuition“, sondern es ist für ihn und nach seiner Ansicht jeden Unbefangenen und Rodmann

von Gewohnheit, daß diese Figuren nicht ohne Vorwissen entstanden sind; es finden sich auch hier kleine, für den Fachmann beweisende Züge, die durch keine „geniale Intuition“, sondern nur durch Beobachtung der Natur Eigentum des Dichters geworden sein können. Man braucht dazu weder den von Einzelnen angenommenen Besuch der Londoner Irrenanstalt Bedlam durch Shakespeare noch das Souffrieren von Shakespeares ärztlichem Schwiegersohn von dem er außerdem bei dem damaligen Stande des ärztlichen Wissens für seine Zwecke schwerlich viel hätte lernen können. Das Fehlen einer „Anstaltsbehandlung“ Geisteskranker, in deren Konsequenz bei den besser Situierten die Psychosen wohl oder übel in häuslicher Pflege ablaufen mußten, hat ja zu jener Zeit fiederlich jedem den Anblick aller möglichen Formen von Geistesstörung geradezu aufgedrängt.

Den Hauptunterschied zwischen der Darstellung von Geisteskrankheiten bei Shakespeare und bei den modernen Dichtern sucht Hoche darin, daß der große Dichter es klug vermieden hat, einen ausgeprochen Geisteskranken zum Träger der eigentlichen dramatischen Handlung zu machen. Langgrebe.

## Allerlei.

Die größten Geschäftsstraßen der Welt. Eine Statistik über die größten Geschäftsstraßen der Welt enthält das neue Jahrbuch der „Daily Mail“ in London. Danach ist die Straße vor der Bank von England in der City von London mit 500 000 Passanten und 50 000 Fußwerkern aller Art wohl die belebteste Straße der Welt. Danach folgt der Opernplatz in Paris mit etwa 400 000 Passanten und 63 000 Fußwerkern, während die Friedrichstraße in Berlin am Tage ungefähr 300 000 Fußgänger zählt und der Graben in Wien nahezu dieselbe Zahl erreicht. Der Broadway in Newyork hat zwar weniger als 500 000 Fußgänger täglich aufzuweisen, dafür sehen aber mehr als 700 000 Menschen alle vierundzwanzig Stunden über diese Straße in Motoromnibussen und Straßenbahnen.

Der Druckfahrentempel und sein neuer Verbündeter. Wer kennt ihn nicht, diesen unheimlichen Geisten, diesen Allerweltstempel, der nicht halt macht vor dem Erbarmen, der mit teuflischem Grinsen seine Künste spielen läßt, um Dichter und Schriftsteller, vor allem aber die armen Zeitungsschreiber zur Verzweiflung zu bringen. Wie oft lösen seine Streiche bei dem Leser inniges Behagen, aber auch manches Donnerwetter aus. Die Witzblätter verdanken ihm durch Mitteilung seiner Sünden einige Spalten kostenloser Füllstoffe, der von Kennern mit Wonne genossen wird. In den Druckerien gibt es nach diesen Veröffentlichungen, die genau in den Titel und die Nummer des betreffenden Blattes mitteilen, ein Strafgericht, vor dem der älteste Scher bis zum jüngsten Stiff „alle Mänscheten“ haben. Als die Schmachdämonen den Handich verdäugten, die Zeitungsschreiber dem Maschinenseker weichen mußten, sah es windig mit unserm Quälgeist, dem Druckfahrentempel, aus. Sein gewohnter Aufenthaltsort, der Schaffsen, wanderte auf den Boden, und die Gelegenheit, seine tollen Streiche auszuführen, verringert sich. Um aber das Unglück vollzumachen, erhielt er einen Nebenbuhler, den Schmachdämonentempel. Der Druckfahrentempel begnügte sich noch mit einem feinentstellenden Nachhaken. Der Schmachdämonentempel geht aufs Ganze. Unter einer vollen Zeile tut er's nicht. Was lag nun für den Druckfahrentempel näher, als ein Bündnis mit seinem robusten Kollegen. Die Freundschaft wurde zwischen diesen beiden Kamppanen besiegelt, und „Veremnt schafft also dieses Paar, was einem sonst nicht möglich war!“ Wenn sich früher der Zeitungsschreiber mit einem „Donnerwetter“ begnügte, muß er sich jetzt die Haare ausraufen (wenn ihm noch welche übriggeblieben!) über den Witzsinn, den diese beiden Teufel in jeder Gemeinschaft hervorzaubern. Gerade an den entscheidendsten Stellen eines Artikels, den er mit Sorgfalt geschrieben hat, findet er in der gedruckten Nummer ein kindliches Stammeln, eine Wiederholung des Vorhergesagten und das Fehlen des Wichtigsten. „Nurim, du fiescht!“ Der Zeitungsbetrieb mit seiner Minutenjägererei ist das geeignete Feld für die Teufeleien der Verbündeten. Und wenn sie auch hundertmal ertappt werden, einigemal glückt es ihnen doch, ihre lösen Streiche anzubringen und dem Schreiber vor dem Leser der Zeitung einige unangenehme Minuten zu bereiten.

Sofortiges Halten von D-Zügen. Mit einer neuartigen Vremsborrichtung werden gegenwärtig auf Veranlassung der Eisenbahndirektion im Bereich der Eisenbahndirektionen Erfurt und Kassel eingehende Versuche an D-Zügen angestellt. Es handelt sich um eine amerikanische Erfindung, und